

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung



Nr. 25. — Sonntag, den 15. Juni 1930.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

100 Jahre Hospital-Kirche in Annaberg.

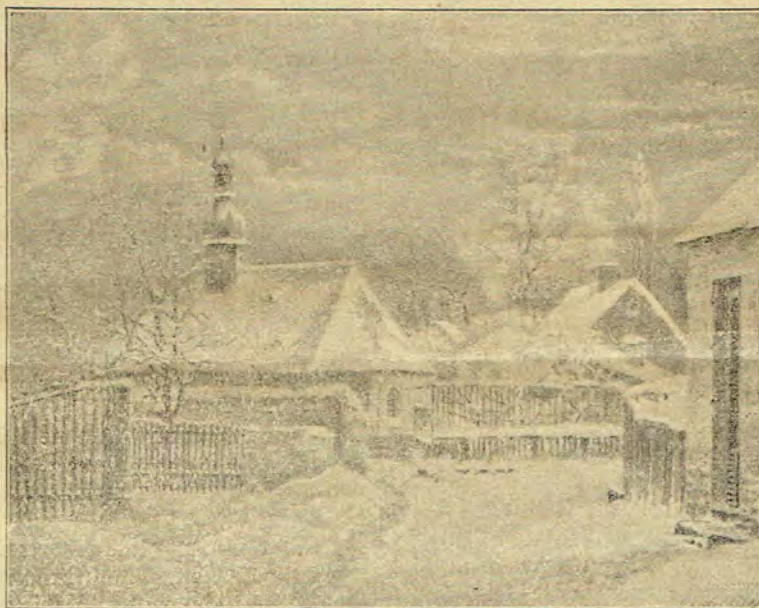
Zum Annaberger Trinitatisfest.

Wie die „D. Z.“ bereits vor einiger Zeit mitteilte, wird das diesmalige Trinitatisfest Annabergs dadurch von besonderer Bedeutung sein, weil vor nunmehr hundert Jahren an diesem Fest die Weihe der neuerrichteten Hospitalkirche stattfand, deren Vorgängerin am 28. September 1826 ein Raub der Flammen geworden war. Aus alten Chroniken erfährt man von der Geschichte der früheren

Annaberger Friedhofskirchen, daß anno 1498 eine kleine Kapelle vor dem Wolkensteiner Tor stand, dort, wo sich jetzt das Hospital befindet. Als man dann 1502 die Bergkirche in der Stadt gebaut hatte, wurde jene Kapelle zur Hospitalkirche verordnet. Sie war aber seit langem schon recht baufällig, weshalb man schon immer mit dem Plane umging, einen Neubau zu schaffen, dessen Ausführung jedoch durch die damaligen unruhigen u. schlechten Zeiten immer wieder verhindert wurde. Endlich entschloß man sich anno 1684 zur Erbauung der neuen Hospitalkirche. Man fing sofort an, den Grund zu graben, und schon am 30. September konnte die Kirche gehoben werden, die dann am 8. Oktober fertig ward. Für das Gotteshaus stiftete u. a. der Landesfürst Johann Georg III. vieles Wertvolle. Anno 1685 wurde am Dreifaltigkeitstage zum ersten Male in der neuen Kirche von Martin Seidel, dem Hospitalpfarrer, gepredigt. Uebrigens datiert auch die Entstehung der Kät bekanntlich aus jenen Zeiten. Die damalige Hospitalkirche wurde an die alte ehemalige kleine Kapelle, deren Ueberbleibsel noch vorhanden waren, angebaut, und zwar auf einem Platz, wie es in der Chronik heißt, wo alles „wüste ausah“. Wo der Altar dann stand, waren große Löcher (wie die Ortsgeschichte erzählt) „da hinein man zu gehen Scheu trug“. An der Stelle der Sakristei stand eine „schmutzige Küche nebst Rauchloch“. Die Vorfahren waren 80 Jahre lang mit dem Bau umgegangen, bis „nunmehr statt der unansehnlichen Kapelle, welche wie eine scheuermäßige Wüstenen zuletzt sahe und weil das Altarchor an einem düsteren Orte stand“ der Neubau errichtet wurde. Bei der Einweihung wurden „erstlich drei Pulse auf der Kirche gelauten, hernach sind von der Hauptkirchen ausgegangen die Musicanten mit Zinken und Posaunen, die lateinische Schuljugend nebst den Schuldienern, die Geistlichen, hernach die Bürgerschaften, die teutschen Schüler mit ihrem

Schulmeister, die Mädchen, welche auf das schönst gepuht, alle Jungfrauen und Weiber, welche sich auf dem Rathaus versammeln und dann eingetreten, als das Mannvolk bergewiesen. In der Prozession wurde gesungen und wechselweise von den Thürmern und den Stadt-Pfeiffen geblasen. Vor den Kirchenchoren stunden 12 Mann mit schwarzen Habit, Mänteln und Partisanen, welche niemand durften hineinlassen, als wer im Proceß ging.“

* * *



Die gegenwärtige Hospitalkirche (die 5.), die 1830 geweiht wurde.

Das vorstehende Bild stellt die gegenwärtige fünfte Hospitalkirche dar, die am 6. Juni 1830 geweiht wurde, und zwar in ihrem Zustand von vor 60 Jahren etwa. Das Bild ist aufgenommen von der jetzigen Rudolf-Keller-Straße aus, und zwar zur Winterszeit. Das niedrige Gebäude vor der Kirche ist die spätere dort befindlich gewesene Kupferschmiede von Neugebauer. Rechts ist der Garten der Hospitalpfarre, die aber selbst auf dem Bild nicht sichtbar ist. Rechts im Vordergrund befindet sich der Eingang zu einem einstöckigen Wohnhaus.

Hinter der Hospitalkirche redet der alte Annaberger Gottesacker seine feierlich stille Sprache und erzählt auch seinerseits interessantes Geschichtliches aus der Vergangenheit der alten Bergstadt. Bei Erbauung der Stadt war der Friedhof bei der St. Annenkirche. Als sich aber eine epidemische Krankheit entwickelte und dieser Gottesacker für die vielen Leichen damals zu beschränkt im Raume war, faßte man den Plan, vor dem Wolkensteiner Tor hinter dem Hospital einen Platz für einen neuen Friedhof auszuwählen. Dies geschah und man umgab ihn 1506 mit einer Mauer, mit welcher man, wie die Chronik erzählt, „biß Anno 1508 zugebracht hat“. 1517 hat man diesen Friedhof dann erweitert und ein steinernes Kruzifix auf denselben gesetzt. Herzog Georg u. der hohe Rat der Stadt hatten dann beim Papst

nachgesucht, diesen Gottesacker zu einem „heiligen Felde“, wie dasjenige in Rom bei dem dortigen Hospital, zu verordnen und heilige Erde von da nach hier zu senden. Der heilige Vater belegte daraufhin die Hospitalkirche und den Gottesacker mit den gleichen Privilegien, welche die Kirche gleichen Namens samt ihrem Friedhof in Rom besaß. Damit erteilte der Papst allen Gläubigen in und außerhalb der Stadt, welche sich diesen Ort zum Begräbnis erlaßen, „völlige Vergebung der Sünden, wenn sie über diese betrübt werden und mit dem Munde bekenneten“. Der Papst gab die Erlaubnis, soviel von der heiligen Erde zu Rom wegzunehmen, als man dazu benötigte, um das heilige Feld zu Annaberg zu bestreuen. Diese hierüber anno 1517 erteilte päpstliche Bulle ist anno 1604 bei dem Brande nebst anderen Privilegien vernichtet worden; man besitzt jedoch eine Abschrift von ihr. Auf diesem Friedhof steht bekanntlich die berühmte Annaberger Linde, von der die Sage geht, daß sie umgekehrt in die Erde gesetzt worden ist, mit den Werten nach unten und den Wurzeln nach oben. Letztere hätten dann

Blätter getrieben und Nester erhalten. Der Chronist erklärt hierzu, daß die Gestalt der Linde diese Sache den Augen auch wahrscheinlich mache. Die Pflanzung wäre folgendermaßen vor sich gegangen: „Ein Marstaller uff St. Annaberg habe einen ruchlosen Sohn gehabt, welcher sonderlich keine Aufsehung glauben wollte, daher ein Priester sich alle Mühe gegeben, diesen bösen Menschen auf bessere Gedanken zu bringen. Er sey mit dem jungen Burschen auf den Gottesacker gegangen und habe ihm vorgestellt, daß dieses das Feld des Herrn sey. Darauf habe dieser Bursche eine noch kleine Linde auf dem Kirchhoff erblickt und zu dem Priester gesagt: So wenig als diese Linde, ausgerissen und umgekehrt mit den Nesten in die Erde gesetzt, ausgeschlagen würde, so wenig würden auch diejenigen, welche todt wären wiederum lebendig und auferstehen. Der Priester habe im göttlichen Eifer geantwortet: Gott würde so gnädig seyn, solche Ruchlosigkeit zu straffen und ein Zeichen seiner Allmacht sehen lassen. Er wolle die Linde umgekehrt in die Erde setzen, und würde sie ausschlagen, so sollte der Bursche seinen bösen Unglauben erkennen lernen, welches auch hernach also geschehen.“

Wolfgang Uhle, der Pestpfarrer.

Von Dr. M.—r.

Etwa um die Mitte des 16. Jahrhunderts wirkte als Pfarrer im Dorfe Clausniz bei Sayda Wolfgang Uhle, ein Bürgersohn aus Elsterlein. Das Unglück wollte es, daß er 1563 den dortigen Ortsrichter Georg Biber in wildem Zorn mit einem Hammer erschlug.

Uhle wurde für seine unselige Tat zum Tode verurteilt, entzog sich jedoch der Strafe durch schnelle Flucht nach Böhmen. Er wurde nun geächtet und irrte jahrelang in dem fremden Lande umher, ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, verfolgt wie ein wildes Tier. Wie oft war er in seiner Verzweiflung nahe daran, seinem elenden Leben ein Ende zu machen. Aber immer wurde der Todesgedanke von der Hoffnung überwunden, es werde das Geschick, das so grausam mit ihm verfahren habe, ihn vielleicht doch einmal aus seiner Not wieder befreien. Er sollte sich nicht täuschen. Ihm kam Rettung, freilich auf ganz andere Weise, wie er sich's ausgemalt hatte. In der Stadt Annaberg war nämlich 1568 die Pest ausgebrochen. Sie wütete furchtbar unter ihren Bürgern, verschonte kein Haus und löste alle Bande der Gesittung. Männer und Frauen, Kinder und Greise, die heute noch gesund waren, waren morgen schon die Beute der entsetzlichen Seuche. „Vergeblich verlangten die Sterbenden“, so wird uns erzählt, „nach Tröstung durch das heilige Abendmahl, da die dasigen Geistlichen nicht zu den Verpesteten gehen durften. Es erschien daher die Anstellung eines besonderen Pestgeistlichen nötig. Aber niemand fand sich, der den todbringenden Seelsorgerdienst übernehmen wollte.“

Hiervon erfuhr der Geächtete. Lange schwankte er hin und her, aber schließlich ließ er dem Annaberger Räte sagen, daß er sein Leben in den Dienst der Pestkranken stellen wolle, wenn er begnadigt würde.

Auf die Befürwortung des Rates hin begnadigte ihn auch wirklich der Kurfürst August unter der Bedingung, „daß er seines Berufes als

Pestprediger

treu warte.“

Darauf kehrte Uhle in sein Vaterland zurück und begab sich nach Annaberg, wo bereits 2228 Personen an der Pest gestorben waren. Mutig setzte er sich der größten Gefahr aus. An allen Sterbebetten konnte man ihn finden, in allen noch so verseuchten Häusern ging er aus und ein, um mit Rat und Tat den Unglücklichen zur Seite zu stehen. Furcht schien ihm fremd zu sein. Er benahm sich so unbekümmert, als ob ihm die Pest nichts anhaben könne. Und er blieb auch

wunderbarerweise von der schrecklichen Krankheit unberührt.

Als die Pest erloschen war, wurde Uhle für immer begnadigt. Er wurde zum Pfarrer in Breitenbrunn ernannt, wo er gegenwärtig seines Amtes waltete, von allen aufs höchste verehrt und geliebt. Seiner Uebeltat gedachte man nicht mehr und auch über ihn war Ruhe und Frieden gekommen, hatte er doch den Mord durch seine todesverachtende Hingebung während der Annaberger Pestzeit vollauf gesühnt. Und gleichsam als Lohn hierfür war ihm ein schöner Tod beschieden. Er erteilte gerade am Altar seiner andächtigen Gemeinde den Segen, als er plötzlich vom Schlag getroffen wurde und tot zu Boden sank. Dies geschah im Jahre 1594, an einem warmen, heiteren Frühlingstag. Die Natur feierte ihre fröhliche Auferstehung und wir dürfen hoffen, daß sie auch dem ehemals Geächteten vergönnt sein wird.

Noch'n Feierabend



Dr. telefonische Fortschritt.

Von Laura Herberger-Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

Dr. Meyer-Willy war e gemütlich's Haus; dos market mir schüh, wänn mr nār kurze Zeit imme rim war. Dar wār imm'r aufgelegt zu allerhand Naderai. Mit sein'r Fraa labet 'r im best'n Ein'namme. Wänn mr do emohl dort war, do funnt mr laut'r Zartlichkeit'n sah un hār'n:

„Mei guts Trud'l, is dr Kaffee ball fartig? Mei guts Trud'l, hast de mir änn neuwaschene Krong zeracht gelegt?“ Odr wenn 'r in ganz guter Laune war un 'r hat änn Wunsch, do gebrauchet 'r dann von ihm ausgedacht'n Rosenname: „Mei guts Tschaaftsch'l!“

Dr. Willy war Nachtsortrat'r; heit hat sei Geschäftschtell änn neie Telefonahschluß drhalt'n; ne ann'rn Tog hat 'r auß'r-orts ze tue; do ruffet 'r, wie's sei Pflicht war, sei Weib'l ans Telefon un freget, ebb etwa wos Dring'ndes virlæg in sein'r Geschäftschtell?

Antwort: „'s liegt nisch't vir.“ Do freget dr. Willy noch emohl, obr mit arnst'r Schtimm': „Wos is dāh dos für e salzig'r Geruch durchs Telefon? Is dāh bei dir drhamm wos abgebrannt odr ibrgeloff'n off'n Hard, dos änn sett'n schaud'rhaft'n Salzgeruch entwick'l't?“

Do saht sei „Trud'l“ geschwind, se wellt gleich emohl nooch'sah. Nooch wenig'n Sekund'n kimmt se zeri'd zun Apparat und spricht: „Es is wed'r wos ibrgeloff'n, noch abgebrannt, 's warn wuhl meine Händ' sei, die nooch Salz rieng; iech hob suab'n 's Fleisch firsch Mittagass'n mit Salz ohgerieb'n; do well iech mirsche nār gleich wach'n.“ Se hānget ne Härer nah, un wag war sche.

Dr. Willy wollt's arsch't salbr nett gelahm (glauben), daß sei Weib'l wirklich im Arnst änn sett'n telefonisch'n Fortschritt fir möglich hielt; wie 'r obr ehamm kam un se zr Red' schtellet, krieket 'r die ruhige Antwort: „Iech hob mieh schüh gewunn'r, wie durch die dünne Dreht (Drähte) fugar dr Geruch ibrtroing warn kānt; wänn mr obr bedenkt, daß mr in dar Technik ihe esugar esuweit is, daß mr entsarnte Parfone durch Bildfunk sah fah, do funnt iech aa im arsch't'n Angblick ahnahme, daß aa die wunn'r bare Geruchsibrtroing durchs Telefon möglich wār. Tu mr nār dann anzing Gefall'n, kānn Mensch'n ze drzehln, daß de mieh hast esu reisfall'n loss'n!“

Dr. Willy zwinkeret e biss'l mir'n Angn un saht: „Mei guts Trud'l, dos ibrlöff' nār mir, amende waar iech dodurch gar noch zu änn gruß'n Drfind'r!“ Un mit Lach'n war 'r in sänn Geschäftszimm'r v'schwund'n.

„Hugenohnd“ aus früh'rer Zeit.

Von Luise Pine, Säkung.

„O alte Zeit, wu bist du hie,
du gingst fort, un iech blieb,
un doch, wenn du ah weit fort bist,
hoo iech dich doppelt lieb.“ —

In dannn Gedanken will ich dich heit, mei lieber Laaser, emol zerickföhrn in gener Zeit, wu de Walt un de Leit' annersch war'n, wie heitzetog. Ich will nár dressig Bahr zerick greifen, un dich in Geist in änn Heisel fiehrn, dos heit noch mei bissel Laab'n off dr Walt is, denn wenn iech ieber daar holpering Tirnschwell steig, reiht sich Erinnerung an Erinnerung un viele, viele Seiten kánnst iech beschreib'n, willst iech all's drzehl'n, wos iech dort drinne drlabt un gehárt hoo. Do kánnst iech schie ahfange, wu iech als Fünfgáhrige ho dr Urgruße-mutter ne Gelooschrant imgeschmissen, 's Struh an heilig'n Ohnd aus „Bräbe“ in dr Stub' ahgezunden, un viele annere Schtreich, die iech dr Etikett' halber lieber verschweig'n will.

Naa, heit will iech eich von wos annersch drzehl'n, naamlich von enn richtig'n frühern Huz'nohd, un wos in enn „sitten“ die alt'n Leit enanner für daamische Geschichten weißgemacht hoom. Iech war ja salber nett drbei, obr mir giehts wie genn, „wos mei Vooter saht, dos is wahr“ —.

Un nu komm, mei lieber Laaser, un steig salber emol miet nei in alt'n Huz'nhaus un dilaab enn Ohnd, daar von dr heiting Generatiu garnett aufzuweisen is. — Doch bevor mr nei in Heisel traten, schtraafen mr noch mit enn Blick¹⁾ de alte Schei, die schie lang 's Hunnertgáhrige gefeiert hoot un in daare de Urahne mit 'n Stülpner-Karl ne schinnsten Walzer gedreht hoot. — Nu ober nei in Schtöbel! Drinne kaah mr schie bal' niemand mehr drkenne für lauter Tobakraach, denn zenstrim off Tisch, Bánt un Kanepes hoom sich's de Huzengást bequam gemacht. Bein Ufen an Holzbuuk sizen e Haardel Weibsen, náhe un klippeln wos Zeig hält, denn 's Seffenloosgristel will mit'n erschten Zuug nooch Annebarg un do muß drzu de Gork fartig sei. „Gette foch nár enn rachten Tuup Káffee, in Fall mr müssen „lange Nacht“ machen“, maant's Nachbersch-Christel. Ah de Mannsen will'n nett in Treig'n sizen un doshalb'n werd e Fünfer off enn halb'n Liter Halbbittern geschub'n. Dr gruße Gung muß nu gleich zun Heiselgárchlobel renne, domiet dann „Recknern“ nett dr Schparrlich ausgieht. — —

Nooch de erschten paar Gelaaseln gieht nu e Drzehl'n luus, ahner will 'n annern übertreffen, denn de richtig'n hoom sich heit zammgefunden, die is Lüg'n-saache bei kenn Rimmlaaser gelarnt hoom. Dr August, dar sich ehinner in dr Höll' plagiert hoot, fängt zeerscht ah:

„Wißt'r dá schie 's Reiste, ihr Weibsvölker, wos mir gestern gepassiert is? — Nett? Nu, horcht emol drauf. Ihr wißt doch schie von jehar, dos mir niemand wos racht's off dr Walt macht. Gestern schaff' iech zwaa Weegeln Hei rei, un wos machen die nischtnizing Weibsen, se hae²⁾ mr 's erschte Weegel hie, wie ich's nauf lang. Bein „zweiten“ hoo iech mieh salber naufgemacht. „Kommt haar“, saht iech, „eich will ich ämol „Heischtoppen“ larne. Nu ging ich ober luus wie Blücher, in e paar Minuten hatt' ich dos ganze Hei unnern Dach unnergeschtoppt, kein ugerachts Hallmel sog mr mehr lieg'n. Aber dann Morg'n soog iech de Beschäring. Do hatt' iech vir lauter Gewalt 's Hei durch'n Giebel nausgerammelt un alle zwaa Fuuder log'n in Gart'n. „Nu fuwos“, barmets Christel, „do konnstest ah noch salber miet rohfall'n.“ E Gelachter folget nu ne August seiner Drzehling. 's wárd ober gleich wieder unnerbrochen, denn ähne Fraa kimmt nei, die mahnt „se filln doch nett esu lachen, hiem bánn Karl is dr Dokter. Dr Karl is in dr Miestgobel getraten un die is'n durch'n Fuß gange. Naa, dos Uhgeliá, dos grußmachtige Uhgeliá“. „Hár nár auf mit dann Gewinnfel“, spricht dr Wilhelm, „iße kaah ober ah faa Mensch mehr wos drdrah. Do sollt'r mieh saache, wie mich's Pfahr³⁾ geschlaache hoot. Iech fahr doch schie meitog 's Holz off Mariebarg. Bein „Neie Haus“ will ich, wie immer, de Pfahr füttern. Wie

ich will de Kripp' wagnamme, haat mr dr „Sattliche“ aans nah an Bauch, doß mr Hár'n un Sahe vrgange is. Ich nahm nu wetter fahne Notiez drvu, doch off ämol wur mrsch esu warm an Leib, iech mach' 'n Hufenbund auf, ober du heiligs Dunnerwatter, mir kahme doch de Dármer ner esu raus gequoll'n. Ich machet nei in dr Gaststuhb, ruffet 's Kessel, de Wirt'n, se sollt mr schnell e paar „Hestersch“ machen. Ich ho nu die Dármer, die ich drweile in dr Schärz gewickelt hatt', racht schie sachte wieder neigelegt, un nooch ähner guten Schtund hoo ich mei Holz off Mariebarg gefahr'n, 's hoot ja e bissel gebrannt, obr de Fuhr ging wetter.“

Ne Hufenleit'n ging's bei dare Drzehling kalt un warm ne Buckel nunner, nár dr Gottlieb lachtet in sánn Bart, un mahnet in aller Ruh': „Wársch gelabt, ward sálig, un warsch nett gelabt, kimmt ah dort hie.“ „Ober weil de gerod von de Pfahr reden tust, do will iech emol e Ding drzehln. Ihr wißt doch alle, doß iech 's Nervensieber hatt', un wenn mr esu krank is, kah mr aus kánn Bett raus. Un aus dann Grund kunnst iech in Laab'n an kahner Faldarbet denken. Wos hált mrsch, 's muß mei Bruder ahbeihen. Eines schinn Toog's ging ah is Urdáppelleg'n lus, ober war nett miet ging, dos war'n meine Pfahr. Mei Bruder kunnst schlahe un batteln wie 'r wolft, die Luder troten, wu se troten. Do war guter Rot teier. „Wißt'r“, saht iech, „wos mr machen, ihr schafft mieh mit zammsten Bett naus off'n Fald, amende bräng iech se in Trapp.“ Na nu' ging's naus drmietet. Von weiten mieh de Pfahr in Bett ze sahe un ziehe, dos war ahns. Wenn se mieh falligsmol hätten nett nausgeschafft, wáren de Urdáppeln heit noch hinne.“

Ene ganze Weile is nu Ruh in Schtöbel, jed's hängt sánn Gedanken enooch, denn ah paar hob'ns gelabbt un etliche ah garnett.

„Nu, schánkt nár noch änn Faustpánjel ei“, saht dr „Heischtopper“, dar immer dr gecheitste wollt sei, „nochert drzehl ich ämol ah Ding, wos mr off'n Hannel is passiert.“ Doß 'r sich ober drmietet für immer plamieret, dos wußt mei August nett. „Na, proßt, Gevatter mitenanner“, spricht dr Wilhelm, „trink aus un gab noch ahns zun besten.“ Dr August schibbt erscht de Pfeif ah paarmol aus änn Mundwinkel in annern, nochert fängt 'r ah: „Gáne Woch' fahr ich ämol in Kamz (Chemnig) mit'n Schiebuck mit Faadern rim. Do kimmt off ämol ah fei's Mannel zu mir nah un freegt mich, wos se kosten. Ich ho ne Preis gesaht, un do beschtellets 10 bis 12 Pfund. „In zwei Stunden muß ich aber selbige haben“, spricht's, gibt mr Schtrooß un Hausnummer ah, un machet ehamm. Ich hatt' nu eine Fraad über dann grußen Gelick, un schie noch ner halb'n Schtund machet ich mieh off'n Waag. Hausen vir'n Haus trot ah Maah, dar schie off mir gewart't hot, denn 'r saht zu mir: „Giehe se nár erscht ämol mit rei zu mir, eh' se zu dann al'n ausgehungerten Geizhals naufgiehe. Dar hoot mir namlich vorhin drzehlt, doß 'r Bettfadern beschtellet hatt'. Ober dann will mr heit ämol off'n Basen loden.“ 'r machet von sánn „Saager“⁴⁾ ah „schies“ Gewichtel runner, dos 'r mir nei in mánn Fadern schmiss'. Mir gob 'r extra ähne Mark un nu ging dr Besch . . . lus. Ach hot sich dos vornahme Mannel gefraacht, wie ich ahgerickt kam. Die Fadern wur'n gewuug'n, ich ho'n erscht in Inelt geschtoppt, nochert hoo ich mánn Soof zangewickelt, 's Gewicht racht schie sachte wieder neigelegt (!) un off dr Woog wieder drauf. 's ging nu alles wie an Schnürl. Dos Mannel gob mr mei Gald, ober nu schnell fort, denn mannichmol kunnst doch wos rauskomme un dos schiene Beschäftel wollt iech mr heit nett orderb'n. Un dr Haustir gob ich dann fremd'n Maah sei Gewicht wieder, ober nu fort in mánn Quartier. — Sitte Kunstschicker brängt nett gleich ähns fartig.“ Nu ging wieder ah Gelachter lus, denn dr Wilhelm mahnet: „August, wenn du nár jede Woch kánnst „ämol“ fitts Geschäft machen, do wirscht du beizeiten ah reicher Maah.“ Un wieder lachtet alles wos Zeig hielt.

(Schluß folgt.)

1) Blick, 2) werfen, 3) Pferde, 4) Uhr.

Bilder aus der Heimat und aller Welt.



„D. Z.“-Pressedienst.

Bei der staatlichen Klöppelschule in Oberscheibe.

Ein Besuch der Schriftleitung der „D. Z.“

Wie die „D. Z.“ bereits unlängst mitteilte, wurde durch ihre Schriftleitung der staatlichen Klöppelschule in Oberscheibe ein Besuch abgestattet, und zwar aus Anlaß der von derselben veranstalteten Klöppelausstellung in Fiedlers „Erbgericht“. Die sehr ansprechend aufgemachte Schau gab einen hocherfreulichen Einblick in die wertvolle Arbeit der Schule. Auf unserem beistehenden Bilde sieht man einen Teil der jugendlichen Klöpplerinnen aus Oberscheibe, Scheibenberg, Mittweida und Markersbach nebst der Lehrerin, Fräulein Engelhardt, und dem „Zeitungs-Onkel“ der „Obererzgebirgischen“.



„D. Z.“-Pressedienst.

Dos erzgebirgische Mäd'l.

(Von einem unbekannten Heimatdichter des vorigen Jahrhunderts.)

„Jech bi a gebergisch Mäd'l,
Bi frumm un bi ah gut
Und dreh zun Klippeln mei Fädl,
So arm iech bi, ho iech doch Muth.“

„Ho Ardeppln of men Tischl,
Ka Schminkel Buttr drbei,
Un bi gesund wie a Fischl
Un trog ah kün Dokt'r wos ei.“

„Un ka iech net hochgelehrt redn,
Su wie's in Kerngbuch stieht,
Su ka iech doch singe un batn
Un ah manch gebergisch Lied.“

„'s Karfchettl, es Tischl, es Schärzl
Is olles neiwachn un schie',
De schwäbisch'n Mermln an Leiml,
Die ho iech gemanglt heit frieh.“

„'n Sunntig do thu iech mich puzn,
No her iech de Predig mit oh,
Noch gieh iech zun Schwasterle huzn,
Do sanne mer enannr nár ah.“

„Wenn ohm'sd nooch hám ward gange,
Sieht Schakl mich sehnetlich oh,
Un frogt mich: he host ke Verlange,
He, Schakel, he brauchste kán Mo?“

„Wos laische, wos pazsche mer wiedr,
Mach mir ner kán Meerettig noh,
De brauchst mich doch net erst ze froong,
De físt marsch an Lange schieh oh.“



700 Jahre Alt-Landsberg.

Abseits der großen Verkehrsstraße liegt in der Mark das Städtchen Alt-Landsberg, eine Ortschaft von etwa 4000 Einwohnern. Aus einer Wendensiedlung hervorgegangen, ist es sicher schon über 1000 Jahre alt, aber erst 1230 erhielt es brandenburgisches Stadtrecht, so daß es jetzt auf ein urkundlich verbrieftes Bestehen von 700 Jahren zurückblicken kann. Grund genug, einen großen Festzug zu veranstalten, der die geschichtliche Entwicklung der Stadt zeigt. Unser Bild hält daraus den „Rat der Stadt“ und den „Zug der Ritter“ fest.

